

(Nachdruck verboten.)

15)

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Als nach dem Abendbrot Zette das Geschirr abgeräumt hatte und Polly nach oben gegangen war, um sich ihre Arbeit vorzunehmen, legte Mrs. Elwin die Hände auf den Schoß und machte sich Luft.

„Ich weiß wohl, lieber Mr. Ford“, begann sie, und ihre Stimme klang dabei etwas erregt, „ich weiß wohl, lieber Mr. Ford, ich bin Ihnen großen Dank schuldig. Es ist ja sehr traurig, wenn ein junges Mädchen schon Waise ist und ihr nur eine alleinstehende Frau, wie ich es bin, zur Seite stehen kann. Als der „vielbeweinte, selige“ Mr. Elwin starb und mich mit Polly in einem so großen Hause allein ließ, da habe ich mich oft gefragt, was aus uns werden soll. Alle möglichen fremden Völker habe ich schon hier wohnen gehabt. Zur selben Zeit haben hier schon so viele Juden bei mir gewohnt, daß sie aus einem meiner Zimmer eine Synagoge gemacht haben, ohne daß ich es wußte. Da waren hier einmal sechs Mohammedaner, die nach ihren heidnischen Gewohnheiten nur dann ihr Gebet verrichten konnten, wenn sie mit den Füßen in einem Kübel mit Wasser standen. Auch Schwarze waren schon bei mir hier; die sind im bloßen Hemd immer Trepp auf Trepp ab gelaufen. Viele von ihnen konnte ich civilisieren, ich will damit nicht sagen, daß ich sie zu Methodisten bekehrt habe, das kann nur Gott allein thun, aber das kann ich wohl sagen, daß ich hier meine Pflicht als Wirtin voll erfüllt habe.“

Ohne ein Wort zu entgegnen, drehte der Klassenleiter seinen Schnurrbart.

„Ich weiß wohl, lieber Mr. Ford“, fuhr Mrs. Elwin fort. „Ich bin Ihnen für die große Mühe, die Sie sich mit Polly in der Klasse geben, zu großem Danke verpflichtet. Ich sage immer zu ihr: „Du sollst Gott danken, Polly, daß er Dir, die Du doch keinen Vater hast, solch einen frommen und tugendhaften Klassenleiter gegeben hat.“ Obwohl sie meine Tochter ist und ich es nicht sagen dürfte, so kann ich doch von ihr rühmen, daß sie solch ein tugendhaftes und bescheidenes Mädchen ist, wie es nur wenige giebt, und daß sie das geliebt ist, hier, in diesem Hause, das mit Heiden und Hehern schon voll war.“

Von ihren Gefühlen überwältigt, hielt die Mutter inne. „Ich glaube, lieber Mr. Ford“, fuhr sie dann plötzlich wieder fort, „ich glaube, lieber Mr. Ford, Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir durchaus nicht recht ist, daß dieser junge Mann, Joseph Coney, der nicht einen Penny besitzt, den er sein eigen nennen kann, hierher kommt, um um Polly anzuhalten. Mir soll man nicht erzählen wollen, daß ein junger Mann, der arbeiten will, keine Arbeit finden kann. Ich bin überzeugt, er hat da unten, von wo er herkommt, irgend etwas begangen und auch hier in London muß er auf schlechten Wegen wandeln.“

Der Klassenleiter sah hinunter auf den Teppich und erwiderte dann mit langamer Stimme: „Er gehört zur „Kirche“, und ich meine, man thut nicht recht, wenn man jemanden heiratet, der nicht auch Methodist ist.“

Das war Wasser auf Mrs. Elwins Mühle. Die Farbe kehrte wieder in ihre schönen Wangen zurück und ihre Augen glänzten.

„Ja, das ist es“, rief sie heftig, „das meine ich auch! Wenn ich daran denke, daß Polly jemanden heiraten soll, der nicht auch zu uns Methodisten gehört, dann möchte ich aus der Haut fahren, und ich bin überzeugt, auch der „vielbeweinte, selige Mr. Elwin“ würde sich im Grabe herum-drehen, wenn er es wüßte.“

Der Klassenleiter erhob sich langsam.

„Veten Sie, auf daß Gott Sie erleuchte“, sagte er in feierlichem Tone. „Veten Sie, daß Gott Sie erleuchte.“

S kaum hatte sich die Thür hinter dem frommen und gottesfürchtigen Jüngling geschlossen, als Mrs. Elwin befriedigt mit dem Kopfe nickte und ging, um Polly aufzusuchen. „Polly“, sagte sie zu ihrer Tochter, die oben in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt war, nachdem sie sich auf ihr Bett gesetzt hatte, „Polly, ich habe über eine Sache mit

William Ford gesprochen, die mir sehr am Herzen gelegen hat, eine Angelegenheit, die mir die ganze Zeit über viel Sorge und Kummer gemacht hat. Polly, hast Du denn nie daran gedacht, wie unrecht es von Dir wäre, wenn Du jemanden heiraten würdest, der nicht auch zu uns Methodisten gehört.“

Das Mädchen sah ganz erstaunt ihre Mutter an. Bisher hatte sie immer andere Gründe hören müssen. Bisher hatte man ihr immer gesagt: „Wenn Du einen Mann heiratest, der keinen Pfennig Geld besitzt, dann wirst Du schließlich noch Citronen auf der Straße verlaufen und in einem ganz armen Viertel wohnen müssen.“ Oder: „Ich bin nicht der Meinung, daß Du Dir durchaus ein Mädchen halten mußt, aber ich meine, es hieße doch der Vorsehung ins Gesicht schlagen, einen Mann wie Joseph Coney zu heiraten.“ Diesen Grund hatte sie bisher von ihrer Mutter noch nie gehört, wohl aber von ihrem Klassenleiter.

„Ich kann Dir nur sagen, wenn Du es thust, Polly, dann sterbe ich vor Gram“, fuhr ihre Mutter fort. „Denke daran, Du hast nur noch die Mutter.“

„Aber ich kann Jos doch deswegen nicht verlassen“, entgegnete nach langem Zögern das Mädchen. „Ich wußte, daß er zur „Kirche“ gehörte, als wir uns verprochen haben. Ich wußte, daß er kein Methodist ist.“

„Nun gut“, erwiderte Mrs. Elwin in vorwurfsvollem Tone. „Es wird Dir schon leid thun, wenn Deine beiden Eltern tot sind.“

Mrs. Elwin ging hinunter in die Küche und machte dort ihren Gefühlen Luft, indem sie heftig ihr Dienstmädchen ausschalt. Die Faulheit der Dienstmädchen war eins ihrer Lieblingsthema. Zette arbeitete von fünf Uhr früh bis tief in die Nacht hinein, aber in einem Hause, das „voll mit Heiden“ war, war immer etwas da, das zu Beschwerden Anlaß gab. Mrs. Elwins Zunge war wie eine Geißel in der Küche und an diesem Abend versetzte sie so schwere Schläge, daß der Schlächterbursche, der bei seinem nachherigen Besuche Zette heftig weinend fand, das Mädchen bat, doch zu kündigen und dann mit ihm gemeinschaftlich Haus zu führen.

„Du gehörst nicht zu den Leuten, mit denen ich gern leben möchte“, sagte Zette, den Kopf schüttelnd.

Ganz aus der Fassung gebracht, verließ der arme Bursche das Haus.

Polly setzte inzwischen ihre Handarbeit fort. Sie hatte sich mit der Nadel in den Finger gestochen und rote Flecke verzierten den weißen Stoff, der auf ihrem Schoße sich entfaltete. Vor sich hin murmelte sie:

„Ich wünschte, Jos ginge wieder fort von hier! Wenn er doch wieder aufs Land zurückkehrte!“

XII.

Das Jubiläum und mit ihm seine Festlichkeiten waren vorbei, und so seltsam es auch scheinen mag, niemand bedauerte dies. Selbst ihre allergnädigste Majestät war im höchsten Grade erschöpft und von den vielen Festlichkeiten und Deputationen sehr abgesehen. Die Erwartungen, die man auf das Jubiläum gesetzt hatte, daß es Arbeit ins Land bringen würde, waren nicht erfüllt worden, und auch der kleine Aufschwung, den dadurch das Gewerbe erfahren hatte, war so rasch verfliegen, wie ein Stein verschwindet, den man in's Wasser wirft.

Jeden Morgen ging Jos nach den Tabak-Docks und brachte von dort ein paar Schillinge mit nach Hause. Das Leben im Asyl begann ihm jetzt besser zu gefallen. Anstatt daß er, wie er es am ersten Abend gethan hatte, sich verstohlen vor die Thür schlich, unterhielt er sich jetzt mit den anderen Gästen, rauchte mit ihnen und erlernte von ihnen die Kunst des Spielens. Der Hausvater zeigte ihm, wie man damit anfängt und seine Frau spendierte ihm ein „Gläschen“, wenn er einer Ermunterung bedurfte. Sie, die „Hausmutter“, schien den jungen Zimmermann „ganz gern“ zu haben, und sie gestattete es ihm, auch die Dachkammer weiter für sich allein zu benutzen, statt daß er mit den anderen Gästen zusammen schlafen sollte. Wenn sie des Morgens um 6 Uhr herunter kam, um ihren Mann, der sich dann schlafen legte, in der Aufsicht über das Asyl abzulösen, gab sie Jos bisweilen eine Tasse Kaffee, bevor er sich auf den Weg nach den Docks

Zwei Mißerfolge.

(Lessing-Theater. Schauspielhaus.)

Am Sonnabend kämpften zwei neue Stücke um die scheinbar so prächtige Theaterregistenz, die indessen keines von ihnen errang. Die Fatale des Sieges konnte weder im Lessing-Theater noch im Schauspielhaus geholt werden. Das Publikum schlich fröstelnd und mäßig vergnügt nach Hause. Es hatte einen Mißerfolg gegeben.

Freilich: die beiden Mißerfolge gleichen sich keineswegs. Im Lessing-Theater hatte man nur das nicht gelungene Stück eines Mannes zu bedauern, der sich auf anderen Gebieten einen geachteten Dichternamen geschaffen hat. Im Schauspielhaus kam nicht nur das Stück, sondern auch der strebsame Mann, der es geschrieben hat, um Ruf und Reputation. Im Lessing-Theater sahen wir einen Poeten unterliegen, im Schauspielhaus machten wir die Bekanntschaft eines frühreifen Spelulanten. — J. J. David — so heißt der Dichter unter den beiden dramatischen Bewerbern — hat mit seiner „Reigung“ schon früher im Burgtheater Malheur gehabt. Daß er trotzdem sein Heil in Berlin versuchen wollte, ist durchaus begrifflich und verständlich. In Wien ist der literarische Geschmack korrumpiert und verkottet. Das beweist schon die sinnlose Minnengötterung, von der die östreichische Hauptstadt wie von einer Seuche befallen ist. Der verriichte Schauspielertulius beginnt immer da, wo der ästhetische Geschmack aufhört. Der den Dichter über dem Darsteller vergißt, sieht eben die Dichtung überhaupt nicht; er sieht nur „Mollen“. Er desorganisiert das Drama, zerstört seine Einheit, löst es in Szenen und Situationen auf, kurz: macht aus einer Dichtung ein Sammelstadium von mehr oder minder schillernden Einzelheiten. Der Schauspielertulius ist nur unter dieser Bedingung möglich und daß diese Bedingung den Niedergang des Geschmacks, die ästhetische Fäulnis bedeutet, versteht sich am Rande. Das abfällige Urteil Wiens konnte daher für David durchaus nicht verbindlich sein, er appellierte an Berlin, freilich nur, um auch hier seine Sache zu verlieren. Hier und da blüht in seiner Arbeit ein goldenes Motiv auf und überleuchtet auf Augenblicke die Scene mit einem Schimmer echter Poesie. Es handelt sich um einen Kassierer, der an der fixen Idee krank, ein genialer Erfinder zu sein! Seine Familie leidet darunter, denn er treibt sich bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand im Wirtshaus umher. Seinen Freunden aber macht die Sache Spaß. Sie hören mit tödlichem Ernst zu, wenn er ihnen seine neueste Verriichteit entwickelt, stacheln ihn mit interessierten Fragen zu immer neuen Darlegungen an und wollen sich innerlich über seine komischen Vorkstellungen freuen. Für sie ist „a Hez“, was für die Familie schließlich ein Unglück ist. Hier lag ein Motiv, das sehr wohl ausgereicht hätte, eine dramatische Dichtung zu beleben. Diese Freude an der „Hez“ kann ganze Volksschichten ergreifen und hat dann ganz bestimmte gesellschaftliche Ursachen. Volksschichten können an großen Lastern und an großem Elend krankt. Zwischen diesen beiden Extremen aber giebt es einen Zustand, der zu einer Form des Untergangs werden kann, wie Laster und Not. Das ist die Freude an der „Hez“, der kleinbürgerliche Untergang in Stammesgewäh, Vereinstreue und jedem Zug. Ein solches Klassenjoch wäre sehr wohl einer tieferen Untersuchung wert; es läßt sich nicht zur Tragik auswachsen und ist doch selbst tragisch, da es aus notwendigen historischen Ursachen steigt und so den Einzelnen einem Geis ausliefert, das ihn vernichten muß und das wir uns doch nicht hinwegdenken können, ohne daß die Welt zusammenfällt. Auf diese Weise könnte sich die Freude an der „Hez“ allerdings zu einer Dichtung auswachsen, der Größe nicht zu fehlen brauchte. David aber hat das goldne Motiv nur aufgehoben, um es bald wieder fallen zu lassen, vielleicht, weil er seinen Wert nicht kannte, vielleicht auch, weil er die Hauberformel nicht sprechen konnte, die im Motiv die Dichtung erlöst hätte. Wie dem auch sei; et schlug jedenfalls andere Wege ein. Ganz leicht ist die Richtung seines dichterschen Strebens nicht zu erkennen. Der Titel „Reigung“ verdundelt mehr als er erhellt. Die wichtigste Figur scheint mir indes nicht der selbstsüchtige „Erfinder“, sondern seine leidende Frau zu sein. Sie ist in der Ehe hart und bitter und abweisend geworden. Als ihre Tochter einem geliebten Manne folgen will, hält sie sie zurück, indem sie ihr das Elend der eigenen Ehe aufdeckt. Dann aber nimmt ihr Mann sich das Leben, weil er in einer verzweifelter Lage die Kasse bestahl, und nun sieht sie erst, wie er — trotz alledem — doch eigentlich alles zusammenhielt. Im Feuer des Schmerzes schmilzt die Bitterkeit, und der tote Mann gewinnt die Liebe wieder, die er im Leben verloren hatte. Als nun die Tochter wieder vor sie tritt, um ihrem Geliebten zu folgen, verstummt sie und läßt sie gewähren. Das ist das Loos der „Reigung“ von Mensch zu Mensch, daß sie im tristen Alltag so häufig vergiftet wird und doch ist es wiederum Menschenlos, der „Reigung“ zu folgen, auch wenn sie ins Elend führen sollte. Es ist eine trübe Stimmung in dem Stück, von fallendem Laub und monotonem Regen, aber diese Stimmung, die eine feine Erzählung gegeben hätte, verfliegt vor dem grellen Licht der Lampen. Dem Stück fehlt ein bestimmtes inneres Centrum. Alleslei Nebenhandlung verwirrt und quält den Beschauer. Theaterescenen, die mit dem inneren Zusammenhang wenig zu thun haben, drängen sich lärmend in den Vordergrund. Die Scene beispielsweise, in der der Mann von wahnsinniger Gewissensangst befallen wird, hat mit der Handlung, die von Mutter und Tochter getragen wird, wenig zu thun; sie schildert nur das Elend der Ehe, das vorher satzsam geschildert war. Trotzdem aber ist sie das lauteste des ganzen Stückes. Das Publikum findet

machte. In dem Asyl konnte niemand umkommen, obgleich alle Gäste zu den „Aermsten der Armen“ gehörten und selbst schon dem Verhungern nahe gewesen waren. Sie teilten ihre letzten Bissen mit einander und halfen sich gegenseitig mit ihrem letzten Halbpenny aus. Jos ließ das „Eichlächchen“ für seine Mahlzeiten sorgen. Jeden Abend wartete sie an der Thür auf Jos, und sobald sie ihn um die Ecke der Straße biegen sah, sprang sie rasch nach der Küche. Fünf Minuten später hatte er sein Abendbrot vor sich stehen, dann schlief er entweder ein oder suchte eine benachbarte Destille auf. Das Eichlächchen gab auf ihn acht. Schlieft er, dann ging auch sie zu Bett; verließ er aber nochmals das Asyl, dann folgte sie ihm öfters die Straße hinunter und wartete bis Mitternacht draußen vor der Destille.

Bald machte er auch mit seinen Schlafgenossen Bekanntschaft, Männern und Weibern, die regelmäßig in das Asyl kamen. Bisweilen ließ sich auch ein Fremder blicken, der, wie es ja auch mit Jos seiner Zeit geschah, von einem Schutzmann hierher gewiesen worden war. Der Fremde entfernte sich dann entweder gleich am nächsten Tage oder er ließ sich häuslich nieder, um an dem beliebten Spiel „Mann oder Frau“ teilzunehmen.

Eines Morgens verschlief Jos die Zeit. Infolge eines dichten Nebels war es in seiner Kammer ganz finster geblieben; er wollte es gar nicht glauben, daß es schon Tag sei, als er aufwachte; sein Kopf that ihm weh. Er wußte zwar, daß ihm am Abend vorher etwas recht Unangenehmes begegnet war, er konnte sich aber nicht mehr deutlich entsinnen, was es gewesen. Es war ihm so, als ob ein Schutzmann ihm mit Verhaftung gedroht hätte und als ob er irgendwo hingefallen wäre. Auf seinem schmutzigen Bettlaken befanden sich Blutflecke und um sein Knie war ein blutbeflecktes Taschentuch gebunden.

Er stand auf, zog sich an und schleppte sich nach unten. Hier traf er die Frau des Hausvaters, die gerade ihre Küche scheuerte. Es war acht Uhr, und die Arbeiter in den Docks waren bereits vor einer halben Stunde „angestellt“ worden. Er hatte zwar keine Aussicht mehr, bei den Tabaksdocks anzukommen; es war aber doch immerhin möglich, daß er vielleicht auf irgend einem Schiff Arbeit erhalten konnte. Er ging daher nach dem Bahnhof in der Fenchurch-Strasse und fuhr von dort nach Tidal Basin hinaus. Er war allein im Eisenbahnwagen und während der Fahrt dachte er über die Vorfälle der vergangenen Nacht nach, wo er gewesen und was mit ihm geschehen war.

Jos begab sich nach den Dock Thorn. Da hier niemand anwesend war, ging er nach der nächsten Destille. Hier vertrieben sich ein paar Leute damit die Zeit, daß sie jetzt im Spiel einen halben Penny gewannen, um ihn gleich darauf wieder zurückzugeben. Jos trat an das Büffet und ließ sich einen Schnaps geben.

Er blieb eine Weile am Büffet stehen und betrachtete aufmerksam die mit den verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllten Flaschen. Zimmerwährend mußte er an sein steifes Knie denken und er wunderte sich, woher es denn so steif sein mochte. Während er noch darüber nachdachte, trat ein fremder Mann zu ihm.

„Dieses Dock ist doch der schändlichste Platz, auf dem ich jemals gewesen bin“, sagte der Fremde zu Jos. „Ich bin in der ganzen Welt herumgekommen und habe nichts Lehnliches gesehen. Jetzt haben sie mich hier weggejagt, weil ich ihnen beim Heben der verfluchten Fässer nicht schnell genug bin. Die Kerls, die hier arbeiten, haben ja jeden Kniff raus; sie zeigen einem aber nichts.“

„Hast Du vielleicht ein Zeugnis mit hierher gebracht?“ fragte Jos.

„Ja wohl, von dem Obersten meines Regiments.“

„Ja, dann wirst Du hier nicht weit kommen. Die Leute hier haben nicht gern mit Zeugnissen zu thun. Gegen jemanden, der empfohlen wird, sind sie immer zurückhaltend und zeigen ihm nichts.“

„Warum denn?“

„Sie sind eifersüchtig. Der Inspektor giebt den empfohlenen Leuten die besten Plätze, daher machen es ihnen die anderen schwer, weiter zu kommen; sie zeigen ihnen eben nichts.“

Der neue Gast seufzte und setzte sich auf eine Bank in der Nähe des Büffetts. Er war ein großer, wohl gebauter und sehr kräftiger Mann, der wohl noch ganz gut seine zwanzig Jahre arbeiten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

so etwas ja sehr „dramatisch“ und „wirkungsvoll“, uns andern aber fällt der Lärm auf die Nerven, weiter nichts. David vermochte nicht den graden Weg der dramatischen Entwicklung zu wandeln. Er schlägt sofort einen Seitenweg ein, wenn dabei nur eine wirkungsvolle Scene herauskommt. Das giebt dann freilich kein Drama, sondern ein Theaterstück. Erst wenn man dasheim den Lärm aus den Ohren hat, merkt man, daß durch all das Laute und Aufbringliche doch eine leise, betrübte Dichterstimme hindurchklingt. . .

Das eben ist er, was — neben dem ehrlichen Willen — David von seinem Kameraden im Unglück unterscheidet. In dem Herrn, der sich am Sonnabend im „Kgl. Schauspielhaus“ mit „Caub“ vorstellte, ist weder ein Dichter, noch auch nur ein ehrlich strebender Stümper. Das Ragout, das er dem Publikum vorzusetzen wagte, ist zu raffiniert gemacht, als daß man den Koch für einen naiven Dilettanten halten dürfte. Das Stück heißt „Caub“, aber damit ist auch alles erschöpft, was es mit dem Rheinübergang bei Caub zu thun hat. Es handelt sich nicht einmal um ein historisches Drama im Sinne Wildenbruchs, geschweige denn, um ein solches im Sinne vernünftiger Wesen. Es klingt unglaublich, aber es steckt trotzdem in dem Ding nicht so viele geschichtliche Gesichtspunkte, als in einer Bierrede am Sedantag. Es handelt sich einfach um eine schäbig erfommene Liebesgeschichte, die der unternehmende Herr Verfasser ins Jahr 1813 gelegt hat, um im Schauspielhaus auf einen freundlichen Empfang rechnen zu können. Der Mann hat so viel Respekt vor dem Patriotismus, daß er ihn als obsture Hintertür benutzt. Mit seinem Unverständnis kann man die Sache, wie schon erwähnt, leider nicht entschuldigen. Das Ganze ist dafür allzu geschäftstüchtig angelegt. Es giebt alles, was es in solchen „historischen“ Stücken nach bewährten Rezepten geben muß. Ein Anekdoten-Blücher tritt auf, was alle diejenigen freut, die an Anekdoten glauben. Ein edelmütiger Franzose läuft herum, was als erhabene Objektivität die Herzen aller Guten rührt. Es giebt eine nächtliche Volksversammlung in einer Kirche. Wir genießen einen alten Fischer, den ein schnöder französischer Küraffier zum Hahrei gemacht hat. Der nationale Nachgeburt dieses Fischers ist grauhaft. Er rittelt noch den Leichnam des inzwischen gemordeten Nebenbuhlers und verlangt seine Frau von ihm, was von einem toten Küraffier unseres Ernsthens zu viel verlangt ist. Es giebt Gebet und Glockenklang, was immer in billiger Weise feierlich stimmt. Auch Volksscenen giebt es, in denen ein Hanswurst von Fischer den gemüthlichen Unterthanenhumor repräsentiert. Kurz: es war alles da, sogar der intellektuelle Urheber des Ganzen, den man im bürgerlichen Leben an dem Namen Walter Bloem erkennt. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Ueber den Opiumverbrauch schreibt Sololowsky in der „Naturwissensch. Wochenschrift“: Die Opium-Exportländer sind China, Kleinasien, Indien und Persien, ein wenig auch Egypten. Die aus einigen Ländern Europas, Algeriens und Nordamerikas stammenden Präparate sind weniger wertvoll. Für die Morphiumbereitung werden große Mengen des Opiums verwendet. Das entnervende Laster des Opiumkonsumierens ist namentlich im Orient, bei den Türken, Griechen und Persen, in ausgedehntem Maße aber bei den Chinesen Sitte. England und Nordamerika haben ebenfalls Opiumesser aufzuweisen. Die Opiumesser bringen es bis über 7,5 Gramm. Dieses Gift wird auf zweierlei Weise genommen. Entweder wird es als Präparat genommen, oder aber vermittelst einer Pfeife in Rauchform genommen. Die letztere Methode besolgen u. a. die Chinesen, welche sich dabei, den Kopf auf ein Kissen legend, hinlegen und das Opium vermittelst eines nadelartigen Instrumentes in die Flamme eines Lichts halten, nach welcher Manipulation das Präparat in den Kopf einer Pfeife gelegt wird. Der Opiumraucher saugt mit Zuhilfenahme eines an den Pfeifenkopf gehaltenen Lichtes einigezüge des in Rauchform aufgelösten Giftes ein und bewirkt dadurch für sich einen tiefen Schlaf, welcher in befehligen Träumen dem Schlafenden Erfüllung seiner Wünsche vorgaukelt. Nach dem Erwachen, bei welchem sich als Folge des Opiumgenusses eine große Ermattung einstellt, treibt ein unerträgliches Gefühl den Unglücklichen zu abermaligen Genuß des Giftes. Plötzliche Einstellung des Lasters hat den Tod zur Folge. Der Opiumverbrauch ist in einigen Ländern ein ganz erschreckender. Nach Nagel ist durch die Chinesen das Opiumrauchen bei den Malaien so verbreitet worden, daß die niederländische Regierung im Jahre 1893 18,6 Millionen Gulden aus Opium an Verkaufspreis und Paßt bezog. Auch bei den Arabern der Ostküste Afrikas ist das Opiumrauchen, und zwar durch die Indier eingeführt, in Gebrauch. Der chinesischen Einwanderung verdankt die Mongolei dieses Laster. F. v. Richthofen hält den in steter Zunahme begriffenen Opiumgenuß der Chinesen für einen Grund, welcher der Bevölkerungszunahme dieses Volkes einen Damm setzen dürfte. In Britisch-Indien ist das Opiumessen, welches als noch verderblicher als das Rauchen geschilbert wird, gebräuchlich. Die Opiumpfeife eines Eskimo von der Nordwestküste Nordamerikas, die von einem Walfänger bei Kap Smith erbeutet wurde, zeigt einen Kern aus Holz, welches der Länge nach durchbohrt ist und vorn durch einen Holzzapfen geschlossen wurde. Auf diesen Holzkerne wurden gezakte Querreifen, die an den beiden Seiten der Pfeife durch je einen Längstreifen in Zusammenhang

stehen, eingeschnitten und mit Blei ausgefüllt. Ebenso besteht der Pfeifenkopf sowie die Spitze aus diesem Metall. Der erstere zeigt einen dünnen Hals, sowie eine ziemlich flache Ausbuchtung mit kleiner Öffnung zur Aufnahme des Opiums, während die letztere sich nach hinten zu verjüngt und durch einen erhabenen Ring abgeschlossen wird. Der Kopf ist roh gearbeitet und läßt deutlich die Spuren seiner Bearbeitung mit einem messerartigen Instrument erkennen, während die Spitze sowie die Bleifüllung des Holzernes glatt poliert erscheinen. Die Länge der gesamten Pfeife beträgt 28 Centimeter, die Höhe des Kopfes, von der Basis des Halses aus gemessen, 4 Centimeter. Diese Pfeife hat deshalb ein besonderes Interesse, weil sie aus dem hohen Norden stammt. Sie giebt den Beweis, daß der Opiumhandel sich bis in die Polargegenden erstreckt und der Genuß dieses Giftes den Weg bis zu den Eskimos gefunden hat. —

Theater.

—oe- Thalia-Theater. „Der Plazmajor“, Gesangsposse in drei Akten von Jean Aron und Alfred Schönfeld. — Die vorjährige Episode Hasemann verlief unglücklich. Weileibe nicht, weil dieser Direktor sich an Allzugroßes herangewagt, sondern weil er die äppigsten Auswüchse der Adolf Crust-Posse beschnitten und mit den einfachsten Mitteln der ältesten Zeit auszukommen getrachtet hatte. Die neuen Herren im Hause sparten am anderen Ende, indem sie sich ihr Stück selber fabrizierten. Sie hielten sich dabei zwar an das Rezept, das Herrn Adolf Crust zu einer Grunewaldvilla verholten hat, hatten aber doch ihre eigenen Muden. So ist der Plazmajor, was Zufallslosigkeit betrifft, selbst von den albernsten und daher erfolglosesten Anstaltungsweisen kaum zu überbieten. Bei aller Sucht, mit Fitterwerk zu blenden, ging Herr Adolph Crust aber doch ökonomisch vor, indem er die besten Happen bis zuletzt aufsparte. Ganz anders in ihrem sträflichen Eigendünkel die Herren Aron und Schönfeld. Der erste Akt schloß mit einer ansehnlichen Fülle von Tritots. Im zweiten Akt waren ihrer schon weniger und der dritte geht unter allgemeinem Schütteln des Kopfes ohne ein einziges Badenpärchen zu Ende und würde wie eine gewöhnliche Posse der alten Zeit ausgesehen haben, wenn das Stück, wie gesagt, eine Spur von Handlung gehabt hätte.

Die Ausstattung war hübsch und sollte, wenn wir recht gesehen haben, so etwas wie eine Verherrlichung der Konfektion bedeuten. Der erste Akt hatte den Hausvogteiplatz als Hintergrund und die erste Gelbenvolle stellte ein „Plazmajor“ genanntes Faktotum in einem großen Konfektionsgeschäft dar. Der Mann wird — ein Zug, der vielleicht der Wirklichkeit treffend abgelautet ist — zu Ehren seines 25jährigen Jubiläums von dem Chef des Hauses auf die Straße gesetzt, von den Konfektionseuren aber angetanzt.

Mit ersten Schauspielkräften ist die DIRECTION fast verschwenderisch umgegangen. Thomas, Thielacher, Helmerding und Junkermann wirtten mit. Am interessantesten aber war das Auftreten einer bisher kaum gekannten Dame. Nach dem Spiel und dem Coupletvortrag vom Sonnabend zu urteilen, sieht es aus, als ob Berlin in Gerda Walde seit langer Zeit wieder einmal eine wirkliche Soubrette aufzuweisen hätte. Schade, daß solche seltenen Talente ihre Kraft an gehaltlosem Wüßium verschwenden müssen. —

Kulturgeschichtliches.

dg. Die Anfänge des Berliner Theaters. Die Wiege der dramatischen Muse stand für Berlin im Grauen Kloster. Die „Brüder des heiligen Franziskus“ traten mit ihren Schülern als die ersten Berliner Schauspieler auf, aus ihren Reihen ging in dem Vater Ambrosius Helnich während des 14. Jahrhunderts auch der erste Berliner Theaterdichter hervor. Seine Stücke waren allerdings durchweg nur geistlichen Inhalts. Im 16. Jahrhundert hatte Thalia an der Spree schon ziemlich festen Fuß gefaßt. Die Schauspieler rekrutierten sich zwar noch immer aus Schülerkreisen, unter den Dramenschreibern findet man aber schon Namen von gutem Klang, so einen Paul Nebhuhn, Georg Pondo und Heinrich Knaust oder Chastin. Letzterer, der mit 16 Jahren schon Rektor am Gymnasium, „berühmter“ Dramatiker und glücklicher Ehemann war, scheint gegenüber der Kritik von einer ungeheuren „Wurstigkeit“ gewesen zu sein. Bei einer seiner „Premieren“ ließ er den „Prolog“ in seinem Namen sprechen: „Und wenn nicht sollt' gefallen das — Derselbig mir das bleiben laß! — Und dich ihm selbst etwas für sich — Und laß' alleine dichten mich. — Ja hab's gemacht, wie's mir gefall'n — Wem's nit gefallt, der kann sich's — mall'n.“ Nebhuhns Stücke behandelten meist geistliche Stücke. Pondo wandte sich auch der Geschichte zu. Regelmäßige Vorstellungen fanden nicht statt, nur bei besonderen festlichen Anlässen inszenierten die „Schulgelassen“ ein „Komödienspiel“. So wurde 1589 die Bestätigung des neugewählten Rats durch die Aufführung von „Apoll und die Musen“ gefeiert. Auch bei besonderen Schulakten, Semester-Anfang und Schulprüfungen usw. spielte man vor dem Rat und der Bürgerschaft Theater. Außerdem führten die Rektoren der berlinischen und kölnischen Gymnasien jedes Jahr im Dezember mit größeren Schülern ein Festspiel auf, wofür sie Freibier und 8 Thaler 8 Groschen bekamen. Im 17. Jahrhundert findet man schon Schauspieltruppen in Berlin, so den „Junter Hans von Stadtsch“ mit seiner Gesellschaft und 1690 Sebastian di Scio, der 1693 eine Konzession für „Komödienspiel, Ballettanz und andere Exercitien sowie auch zum Verkauf von Balsam und Medikamenten“ erhielt. Er hiel.

sich bis 1707 und spielte auf dem Rathause. Neben ihm traten ein „Komödiant“ Beltin und ein gewisser Müller auf. Bei Hofe hatte man außerdem eine französische Truppe. 1711 wurde diese entlassen, von dieser Zeit verschwindet auch das Theater auf dem Rathause aus den Akten. 1718 wurde das Auftreten von Wandertuppen verboten, 1731 tauchen dieselben wieder auf und zwar führte der „Marionettenspieler“ Maaß im Rathause „Komödien“ auf. Das Erscheinen des „starken Mannes von Starksberg“, der mit seinen Athleten inszeniert ganz Berlin bezauberte, machte Maaß' Unternehmungen ein Ende. Erst von 1755 an, als die Schuchschen, Kochschen und Döbblinschen Truppen in Berlin aufzutreten begannen, erhob sich das Komödientheater auch hier zur Schauspielkunst. —

Volksskunde.

— Der Wilmenschnitter. Wenn im Hochsommer das Korn in Aeckern steht und der goldenen Ernte entgegenreift, bemerken aufmerksame Landleute zu ihrem Ackerfeld nicht selten lange schmale Gassen durch ein wogendes Getreidefeld gemäht. Man nennt diese eigentümliche Erscheinung den Wilmenschnitt und den unbekanntem Urheber derselben den Wilmenschnitter. Mit dem Namen Wilman bezeichnete man einst, wie die „Nöln. Btg.“ mitteilt, die Priester des alten germanischen Abergottes Donar, welche die Felder segneten und dafür den Zehnten erhielten. Diese Abgabe hörte mit Einführung des Christentums auf, aber nach dem Glauben des Volkes nehmen die alten Donarsdiener jetzt heimlich, was man ihnen freiwillig nicht mehr gewährt. In Bayern und Thüringen hält man habgierige Menschen, die sich auf Kosten ihrer Mitmenschen bereichern wollen, für die Urheber des Wilmenschnittes. Sie gehen in der Johannisnacht, wenn der Mond nicht scheint, nackt durch das Korn. Mit einer an ihrem rechten Fuße befestigten Sichel mähen sie die handbreiten Gassen, und die abgeschnittenen Halme fliegen unter Beihilfe des Bösen in ihre Schenken. Um zu erfahren, wer der Wilmenschnitter ist, wendet man verschiedene Mittel an. Man geht am St. Georgstage, 24. April, vor Sonnen- aufgang auf das Feld, sticht ein vieredriges Rasenstück aus und legt es sich mit der grünen Seite nach unten auf den Kopf, während man mit beiden Füßen in die ausgegrabene Grube tritt. Wenn alles „unbeschrieben“, d. h. ohne ein Wort zu sprechen, geschieht, sieht man, wer der Wilmenschnitter ist, meist ein lieber und getreuer Nachbar, den man dann belangen kann. Nicht ohne Gefahr ist ein in Thüringen bestehender Brauch. Hier setzt sich einer am Trinitatis- oder Johannisstage mit einem Spiegel auf einen Hohlendubusch und blickt aufmerksam nach allen Seiten um sich, bis er seinen Schädiger erblickt, der dann sterben muß. Sieht aber der Wilmenschnitter den Spiegelmann zuerst so muß dieser sterben, ja, wenn er dabei sein eigenes Bild in dem Spiegel schaut, so müssen beide in demselben Jahre ins Gras beißen. Gelingt es nicht, den Wilmenschnitter ausfindig zu machen, so kann der Beschädigte ihn dadurch verderben, daß er die Stoppeln in den Acker hängt oder die abgeschnittenen und vergessenen Aeckern in ein neugegrabenes Grab legt. In beiden Fällen muß der böse Schnitter bei lebendigem Leibe langsam verdorren. Spricht aber der Veranstalter bei der Handlung oder kommt nur ein wenig Schweiß an die Aeckern, so fällt der Zauber auf ihn selbst zurück: er verfault statt dessen, den er vernichten wollte. Wer ist nun aber in Wirklichkeit der Wilmenschnitter? Es liegt natürlich am nächsten, an irgend ein Tier dabei zu denken. Es heißt, „Ände Mehe und Hirsche gingen ruderweise ins Korn“. Dann würden die Gänge breiter sein und näher beieinander liegen müssen. Einzelne Mehe dafür verantwortlich zu machen, welche die Halme abbeißen, weil ihnen die Grammen der Aeckern an den Augen lästig sind, ist ebenfalls nicht thöricht, denn der Wilmenschnitt findet sich auch in waldarmen Gegenden, wo es keine Mehe giebt. Ein Vieh würde derartige Hindernisse einfach überspringen. So bleibt schließlich kein anderer übrig als Lampe, der harmlose Hase, dem man eine solche Bosheit am allerwenigsten zutragen möchte. Er ist in der That der Wilmenschnitter, der sich einen Wechsel offen halten will, um bequem hierhin und dorthin zu huschen, ohne durch zu stark bewegte Halme seine Gänge zu verzerren. Dann erklärt sich die geringe Breite der Gänge, die Kürze der Stoppeln, der Umstand, daß das Getreide neben den Gängen nicht niedergedrückt ist, sowie der unregelmäßige Verlauf dieser Gänge von selbst. —

Psychologisches.

gk. Ein eigenartiger Fall von doppeltem Bewußtsein hat sich, wie die „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ auf Grund einer Dissertation Volksgang Bohms mitteilt, in Breslau ereignet. Die Kranke war von Hans aus abnorm veranlagt, sie bot das Bild einer schweren Hysterie. Unter den Symptomen stellte sich auch eine Zeilang ein doppeltes Bewußtsein ein, dessen wesentlicher Inhalt eine Verlobungsgeheiß bildete. Die Patientin fingierte eine Verlobung mit einem Rechtsanwält, der in Pizzo leben sollte; sie schrieb zärtliche Briefe an ihn und sandte dann an sich selbst Liebesbriefe von dem erträumten Bräutigam, die sie mit versellter männlicher Handschrift schrieb. Ebenso sandte sie sich Blumen, und sie führte die Züchtung auch ihren Verwandten gegenüber durch. Die hierbei nötigen Plagen trugen durchweg einen pathologischen Charakter. Ein hysterischer Dämmerzustand, in dem die Kranke mit der Polizei in Konflikt kam, führte zu ihrer Aufnahme in die psychiatrische Klinik. Es gelang dort, durch eine

wesentlich diätetische und pädagogische, nicht hypnotische Behandlung eine entschiedene Besehung ihrer Willensenergie und damit eine dauernde Besserung des Leidens herbeizuführen, so daß die im Anhang der Zwanziger stehende junge Dame jetzt ihren Beruf als Erziehlerin erfüllen kann. —

Bergbau.

— Im Sommer 1897 wurde im Eisenbahn-Einschnitt bei Liebenthal in Schlesien ein Goldergang aufgefunden, der in weiten Bergbaureisen wegen seines hohen Goldgehaltes Aufsehen erregte. Bei der Untersuchung des Melaphyr-Durchbruches in Schmotzheim, welches Eruptivgestein nach vielen Analogien als Begleiter goldführender Lagerstätten sehr geschätzt wird, fand der Berg-Ingenieur Moeller in dessen Nähe bald außer zwei goldführenden Arsenergängen zwei Goldquarzgänge, die auf einer Länge von 85 Metern in Thonchiefer eingelagert sind und sich sowohl durch die Höhe als durch die gleichmäßige Verteilung des Goldgehaltes auszeichnen. Zur näheren Erforschung wurden auf diesen Ergängen zwei Schächte abgeteuft, 25 Meter bzw. 40 Meter tief. Während der eine Goldquarzgang stark arsenhaltig ist und bis 25 Meter Tiefe und 28 Meter Länge im Durchschnitt 14 Gr. Gold auf die Tonne ergibt, zeichnet sich der andere reichere Gang durch starken Schwefeliesgehalt aus. Dieses kieshaltigen Quarzstücke des 0,70 Meter mächtigen Ganges ergaben auf die ganze bisher erreichte Tiefe, was von besonderer Wichtigkeit ist, an keiner Stelle unter 74 Gr. Gold pro Tonne und nirgends über 86 Gr. pro Tonne. Diese Gleichmäßigkeit zeigte sich auch bei der Untersuchung größerer Mengen Goldquarz, die ja allein für die Bauwürdigkeit maßgebend sind, denn zwei Waggonladungen ergeben bei der Verhüttung dasselbe Resultat, nämlich 32 Gr. pro Tonne. Ein jüngster Goldquarzfund kann auf 140 Meter Länge über Tage verfolgt werden und ergab von 8 bis 16 Gr. Gold pro Tonne. —

Humoristisches.

— Beim Ohrenarzt. Patient: „Wieviel beträgt meine Schuld, Herr Sanitätsrat?“
Arzt: „Vierzig Mark.“
Patient (legt zwanzig Mark auf den Tisch und will gehen).
Arzt (lauter sprechend): „Ich sagte vierzig Mark.“
Patient: „Da hat die Natur also doch nichts gemüht, — denn ich höre auch jetzt nur die Hälfte von dem, was gesprochen wird!“
— Vor der Schaubude. Fremder: „Sagen Sie mal, das sind ja gar keine echten Kaffern, die Sie zeigen.“
Besucher: „O ja, die sind echter, wie Sie!“
— Kunst hunger. K.: „Interessierst Du Dich denn so sehr für Kunst, daß Du Deinen Freund, den Maler, so oft besuchst?“
V.: „Das weniger, aber ich esse ihm immer seine Vorlagen für „Stilleben“ weg.“ —

Notizen.

— Der Berliner Maler Wilhelm Amberg, Mitglied der Berliner Akademie, ist im Alter von 77 Jahren gestorben. —
— Auch in dem Straßburger Stadttheater werden im Laufe der bevorstehenden Spielzeit vollständige Vorstellungen zu einem Durchschnittspreise von 40 Pfennigen veranstaltet. —
— In London zählt man heute 580 Theater und sonstige Schaubühnen, unter denen sich allein 45 Musikhallen höheren Genres befinden. Diese verschiedenen Vergnügungs-Etablissements sehen Abend für Abend mehr als 500 000 Besucher; sie beschäftigen permanent ein Heer von 150 000 Personen. Ganz abgesehen vom Crystalpalast und der Albert-Halle belaufen sich die in künstlerischen Unternehmungen angelegten Kapitalien auf eine Milliarde Mark. In ganz sind in den vereinigten Königreichen von England, Schottland und Irland 3000 Schaubühnen vorhanden. Abends finden sich 1 250 000 Zuschauer in diesen Bühnenhäusern ein. —
— Die kleinste Zeitung der Welt erscheint wöchentlich einmal in Larissa und ist nicht größer als zwei Oktavblätter. Sie heißt „Die Kleine“. —
c. Der französische Gelehrte Gaston Tissandier, der durch seine zu wissenschaftlichen Forschungen unternommenen Luftschiffahrten bekannt geworden ist, ist in Paris gestorben. Bei einer Luftfahrt mit dem „Zenith“ am 15. April 1876 erreichte er eine Höhe von 8600 Meter; seine beiden Begleiter Croce-Spinelli und Sivel verloren bei dieser Fahrt ihr Leben. Tissandier war der Begründer der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „La Nature“. —
— Die „Chauffeurs“, die Automobilisten, haben in Berlin ihren Spotnamen erhalten: Explosivgasles. Das Automobil ist hier auch schon geistreich „Heuldrockle“ getauft. In Wien heißt es „Schauferl“ und in Paris „Töffstöff“. —